

(Nachdruck verboten.)

Ita Haine.

15]

Novelle von S. Zuckewitsch.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von A. Lampert.

„Ich weiß nicht, warum es zerstoßen ist,“ antwortete Esther und zuckte die Achseln. „In meinem Zimmer ist es sauber, wie in einem fürstlichen Schloß. Das ist stadtbekannt. Ich weiß selber nicht, woher die Flecken kommen. War Ihr Mann nie krank?“

„Nein, nie. Legen Sie bitte das Kind auf den Tisch und strecken Sie es aus, ich will sehen, welches größer ist. Sie sind doch beide in einem Alter.“

Esther zuckte wieder die Achseln, es war so ihre Gewohnheit. Trotz aller Warnungen der Köchin verglich Ita die beiden Kinder, und als es sich herausstellte, daß ihr Junge doch größer war, war sie mit ihm versöhnt: alle Einzelheiten, Magerkeit, Flecken, Unreinlichkeit waren wie durch Zauber verschwunden, es blieb nur die teure Ähnlichkeit, nach der sie sich so gesehnt hatte. Sie lebte von neuem auf, reichte ihren Pflegling der Köchin und sagte zu Esther gewendet:

„Ob er es wohl noch nimmt?“

Sie setzte sich und, vor Erregung zitternd, machte sie das Kleid auf. Esther reichte ihr das Kind. Ita zuckte freudig zusammen, selig schloß sie die Augen, reichte ihm die Brust und drückte es fest an sich, damit es den Kopf nicht abwende.

„Sehen Sie,“ flüsterte sie leise, dumm lächelnd vor lauter Wonne, „er hat mich erkannt, mein Viebling, er kennt noch seine Mutter, Trink, mein Täubchen, trink bei Deiner Mama.“

Die beiden anderen unterhielten sich gemessen und teilten einander alles mit, was die eine an der anderen interessieren konnte; Ita aber mischte sich nicht in ihr Gespräch, sie achtete nicht auf ihre Umgebung und gab sich ihrem kurzen Glück hin. Sie sah auf das Kind hinab, weidete sich an jeder der ihr gut bekannten Bewegungen und zog absichtlich die Brust ein klein wenig zurück, damit es schmatze und es den Anschein habe, als ob es sie küsse — so stark war ihr innerster Wunsch, einen Ausdruck seiner Gefühle zu sehen, einen Ausdruck dafür, daß es sich gerade bei ihr, bei seiner Mutter wohl fühle und nicht bei jenem gleichgültigen Weib, das ihm fremd war und kein Mitleid mit ihm hatte. Das Kind sog gierig, seinen Blick auf Ita gerichtet und den Bewegungen ihres Kopfes folgend, den sie bald rechts, bald links neigte, um das Kind besser betrachten zu können. Die Zeit verrann langsam. Ita, deren Augen vor Anstrengung zu tränen begannen, war es, als ob von ihrer Milch das Kind wieder dicke Wädchen bekäme, wieder so warm, glatt und sauber werde wie zu jener Zeit, als es noch bei allen Bewunderung hervorrief. Sie legte es an die andere Brust; sie vergaß alle Sorgen und Kummernisse und verfolgte mit freudigem Gefühl und angehaltenem Atem, wie sich allmählich ein grauer Schleier über seine Augen breitete, wie sich nach und nach seine Lider schlossen und sich mechanisch noch einmal aufstauten, um ihr einen Abschiedsblick zu senden. Als es ganz eingeschlafen war, packte sie es sorgfältig wieder ein und nahm das herrschaftliche Kind. Die beiden anderen unterhielten sich immer noch und konnten sich vom Vergnügen, einander immer mehr Neuigkeiten mitzuteilen, gar nicht trennen. Ita begab sich in ihr Zimmer und holte das bereitliegende Paket hervor. Bemüht, ihrem Gesicht einen gleichgültigen Ausdruck zu geben, fehrte sie an der „Gnädigen“ vorbei in die Küche zurück. Als Ita mit dem Paket in der Hand eintrat, stand Esther sofort auf, machte ein besorgtes Gesicht und schied sich zum Gehen an. Ita versuchte sie zurückzuhalten, aber sie sagte, zu Hause erwarteten sie Mann und Kinder, denen sie das Mittagessen kochen mußte. Während sie dies vorbrachte, zog sie das Kind an, indem sie es fest in ein Tuch wickelte und sah Ita ausdrucksvoll an. Als diese ihr ein beruhigendes Zeichen machte, beendete sie in einer besonders munteren und gewandten Weise ihre Vorbereitungen und war nun ganz zum Gehen bereit. Ita küßte nochmal fest das Kind, ehe es unter Esthers Tuch verschwand, gab ihren Pflegling der Köchin und bat sie, sie zu rufen, im Fall die „Gnädige“ käme. Dann begleitete sie

Esther hinaus. Unten im Tortweg gab sie ihr das Paket, das allerlei enthielt, auch ein Kleidchen für das Kind und bat sie lange und zärtlich, sie möge ihr Kind gut pflegen.

„Esther, ich habe,“ sagte sie bebend, „nur eine Freude im Leben. Und wenn sie für Euch auch klein ist, für mich ist sie groß. Und diese meine Freude ist in Euren Händen. Ihr seid jetzt mein Alles, meine Freundin und Netterin. . . . Ich flehe Sie an, sorgen Sie gut für mein Kind. Seien Sie seine Mutter, wenn ich dessen nicht würdig bin. Denken Sie, daß es Ihnen gehört, ich werde Ihnen nach Kräften helfen, es zu lieben.“

„Sie sind ein Kind,“ beruhigte sie Esther, „das ist ja mein Verdienst. Es liegt ja in meinem Interesse, daß es dem Kind gut geht.“

„Es ist wohl so, liebe Esther, aber bei mir,“ sagte sie schüchtern, „war es so dick, so sauber. Ich verstehe,“ setzte sie rasch hinzu, „daß es Ihnen schwerer fällt, es so zu pflegen, aber ich bitte Sie doch, ich bitte nur, Esther. . . . Sie haben doch auch Kinder und haben ein Mutterherz. Warten Sie, ich habe noch fünf Kopfen, nehmen Sie sie. Es ist natürlich extra, Esther.“

„Natürlich,“ gab Esther bereitwillig zu, „es ist schwer, daß es dem Jungen bei mir so geht wie bei Ihnen. Ein Blick der Mutter ist mir mehr wert als meine ganze Arbeit. Aber ich versichere Ihnen, daß ich alles tue, was ich kann.“

„Ja, ja, mehr verlange ich auch nicht. Wann kommen Sie wieder?“

„In vierzehn Tagen, wenn das Wetter gut ist, Sicher wird es gut sein.“

Wieder begann Ita das Kind zu küssen; aber das Warnungszeichen ertönte und sie mußte sich beeilen. Sie unterbrach ihre Küsse und lief davon mit dem Ruf:

„Nicht wahr, Esther, nicht wahr, ich bitte Sie! . . .“

Als sie in die Küche zurückgekehrt war, nahm sie ihren Pflegling und ging mit ihm in ihr Zimmer zurück. Jetzt war ihr das Herz noch viel schwerer als früher, da sie ihr Kind noch nicht gesehen hatte. In den ersten Stunden nach seinem Gehen sehnte sie sich heiß danach, mit ihrem Jungen, der ein Stück ihres Herzens mitgenommen hatte, in ihrer alten Wohnung zu sein. Sogar Michel erschien ihr nicht mehr so grausam und selbst seine Forderung, auf die Straße zu gehen, schreckte sie nicht mehr so stark — so groß war die Sehnsucht. Lange schmerzte und sengte es in ihrer Seele, immer düsterer wurden die Gedanken und immer unerträglicher kam ihr an diesem Tage ihre Rolle vor, Mutter eines fremden Kindes zu sein, das gebieterisch nach seinem Rechte verlangte: nach Nahrung, Pflege und Liebe. An Michel dachte sie nicht mehr und tat nichts, um sein Verlangen zu erfüllen. Der Kopf stand ihr nicht danach. Und erst sein Erscheinen, der furchtbare Krach, den er machte und die Schläge, die sie bekam, zogen sie aus der Tiefe der Muttergefühle wieder empor und stürzten sie in den Strudel der Sorgen, der schweren Angst und gewohnten Pein. Wieder sauste die Peitsche auf ihren Rücken nieder und trieb sie voran auf diesem langen ziel- und zwecklosen Wege, den man das Leben nennt.

Alles kam bei Ita ins gewöhnliche Gleis des Ammenlebens. Neue Interessen, denen man nicht entgegen konnte, nahmen sie ganz in Beschlag. Wenn man sah, wie aufmerksam sie das Kind badete, damit es nicht Wasser schluckte, wie eilig sie es hatte, seinen Hunger zu stillen, wie sie es zärtlich an sich drückte, wenn es ihr, in der es seine Mutter sah, die Armechen entgegenstreckte, schien es kaum glaubhaft, daß es dieselbe Ita war, die vor kaum acht Wochen ihrem Kinde Treue geschworen hatte. Sie wußte selber nicht, wie es geschehen war. Immer mit ihrem Pflegling bei Tag und bei Nacht, immer unter der aufmerksamen Bewachung seiner Mutter, die von ihr stetige Liebesäußerungen verlangte, immer unter dem Zauber seiner ungekünstelten und rührenden Anhänglichkeit lernte sie unwillkürlich die Angst und die Liebe einer wirklichen Mutter. Jetzt dachte sie seltener an ihren Jungen, ohne darüber Gewissensbisse zu empfinden, und es gab Tage, wo sie ihn ganz vergaß. Wenn Esther ihn brachte, ein fränkendes, schmutziges, mit Ausschlag bedecktes Wesen, verglich sie ihn unwillkürlich mit dem Kind an ihrer

Brust, und dieses fremde, das in seinem gepflegten, samtweichen Körperchen all ihre Mühen und Sorgen, all ihre Lebensäfte trug, gefiel ihr besser.

„Ist es denn schließlich nicht gleichgültig, wer das Kind auf die Welt bringt,“ dachte sie manchmal. Die Hauptsache ist ja das lebendige Leben, das dem Kinde zufließt, und das ihre war ja samt ihren Sorgen und Nengsten, ja samt dem Kummer um ihr eigenes Kind, dem sie nicht helfen konnte, ganz und gar dem fremden Knaben zugeflossen.

Wenn aber die Macht der Unfreiheit sie ihrem Kinde entfremdete, so riß sich dieses auch immer mehr von ihr los und wollte nichts mehr von ihr wissen, wenn sie es bei seinen seltenen Besuchen Herzen und Küssen wollte. Das trug aber wiederum dazu bei, ihre Gefühle herabzustimmen. Bei der ersten verdächtigen Bewegung ihrerseits klammerte sich das Kind zur größten Freude Esthers wie ein geängstigtes Tierchen fest an diese und schrie und weinte, bis die Mutter es in Ruhe ließ. In diesen Augenblicken vergaß Ita vollkommen, daß sie ihr Blut für das Kind vergossen habe und nahm unwillkürlich das fremde Kind, das sich an sie schmiegte und das sie instinktiv als ihr eigenes betrachtete. Diese Umkehrung des Muttergefühls war aber nicht ohne Folgen für ihr gesamtes Seelenleben geblieben. In den ersten Wochen kämpfte sie noch dagegen an, haßte sich selbst und suchte mit Gewalt ihr Herz zu Mitleid und Liebe zum unglücklichen eigenen Kind zu zwingen. Aber die Stimme des Lebens war mächtiger als die der Natur, und wie das in den Ozean hinaussegelnde Schiff langsam den Blicken entschwindet und das dem Herzen teure Wesen in die Fremde führt, wenn auch das Auge sich noch so anstrengt, um die Bewegung des winfenden Tuches zu unterscheiden — so verschwand allmählich aus Itas Herzen die Liebe zu ihrem Kind, trotzdem sie weinte und litt, um sie zu erhalten. Wie früher erwartete sie mit Ungeduld den Tag seines Kommens, legte alles bereit, was sie Esther mitzugeben hatte. Aber das Wiedersehen war nicht das alte, es war wie ein Wiedersehen im Gefängnis, in einer unnatürlichen künstlichen Umgebung, wo man nicht weiß, was man fragen, wovon man reden soll und sehnüchlich das Ende dieser Folter erwartet. Manchmal geschah es, daß sie über die alten Träume und Hoffnungen nachdachte. Da erwachte die alte Liebe zu neuem Leben, das Gewissen riß alte Wunden auf, und es schien ihr, ein Tag mit ihrem Knaben hätte genügt, die alten Gefühle für ihn in voller Kraft aufzuerstehen zu lassen. Aber sie wußte, daß ihr niemand diesen einzigen Tag gewähren würde, wenn sie auch noch so inständig darum flehen würde, und außer sich vor Verzweiflung fiel sie ohne jegliche Ueberlegung über Esther her, als ob diese die Schuld an ihrem Unglück trüge.

(Fortsetzung folgt.)

Volksetymologie.

II.

Wenden wir uns nun der literarischen Volksetymologie zu, also den äußerst zahlreichen Umbildungen, die auch in der Literatur Kurzwort haben. Auf allen Sprachgebieten trifft man diese Eindringlinge an. So zeigen viele Lokalbegriffe veränderte Form, zum großen Teil auch veränderte Bedeutung. Kommt man nicht unwillkürlich auf den Gedanken, daß der Rennsteig im Thüringer Wald irgendwie mit rennen zusammenhängt? Und doch haben die beiden Wörter nicht das mindeste mit einander zu tun. Ursprünglich hieß die Straße nämlich „Rainsteig“, d. h. Grenzweg. Jeder Berliner kennt die Rehberge, wo seit Menschengedenken niemand ein Reh gesehen hat; ursprünglich sollen diese Hügel „Rebberge“ geheißen haben, weil auf ihnen Weinreben gepflanzt wurden. In Holstein führt eine Legende die Bezeichnung: „Sandberg“, die nichts anderes ist als eine Umbildung aus „Sanct Johannisberg“. Sehr bekannt ist der Mäuse-turm bei Bingen, der nach der Volkssage deshalb seinen Namen tragen soll, weil dort der geizige und hartherzige Bischof Hatto bei lebendigem Leibe von Mäusen aufgefressen worden ist; in Wirklichkeit ist es aber ein Mautturm, d. h. ein Turm zur Erhebung von Maut (= Schiffszoll).

Schmargendorf bei Berlin hieß früher: St. Mariendorf, Stangendorf bei Chemnitz: St. Annendorf, Thurm bei Zwickau: St. Urban, Schindmaas bei Glauchau: St. Thomas, Scheidewigsdorf in Schlesien: St. Hedewigsdorf usw. Wer würde die alten Heiligen in diesen seltsamen Verkleidungen erkennen? Wer käme auf den Gedanken, daß Dresden a) im Koblenzer Bezirk, Hundstall im Rastauischen und Kaisermarkt in dem ungarischen Komitat Zips früher die weit vornehmeren Bezeichnungen „Drachenschloß“, „Hunolds-

stall“ und „Kaisersmarkt“ getragen haben? Rogersricht unweit Sulzbach ist bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet aus Jacobsreut.

Auch zahlreiche Straßennamen sind von dem nie ruhenden Sprachgeiste des Volkes umgeformt worden. So heißt die Luder- oder Lottergasse in Nürnberg eigentlich Loderergasse nach dem Loderen oder Tuchbereiten. Die Haystraße in Kiel und die Hartstraße in Magdeburg trugen ursprünglich die Bezeichnung „Hertstraße“, d. i. Hirschstraße. In Königsberg gab es ehemals eine Bullatenstraße, so genannt, weil hier das Kloster der Bullatenbrüder stand; heute ist daraus eine „Bullenstraße“ geworden. Die Zahngasse in Dresden ist aus einer Sanitätsgasse hervorgegangen.

Noch weit zahlreicher sind die Personennamen, deren sich die Volksetymologie bemächtigt hat. Auch hier sind die armen alten Heiligen sehr unsanft behandelt worden. Der Papst Cornelius muß es sich gefallen lassen, heute als Kees und Kette fortzuleben, Ambrosius als Brosche und Brösel, Nikolaus logar als Nidel, Nlog, Laus und Loos! Der Name Stachel stammt von Eustachius; Christian ist verdreht in Kresse, Karst und Kasten.

Häufig sind unverständliche Familiennamen auch hervorgegangen aus ehemaligen Imperativnamen, d. h. aus Namen, die einen Befehl enthalten. So bezeichnen die Namensformen Reimschüssel, Raumschüssel und ähnliche einen — starken Esser; besagen sie doch: „Räume (d. h. leere) die Schüssel!“ Preußendanz bedeutet: „Preiße den Tanz!“, Lehrenstrauß und Lernbecher: „Leere den Krug!“, „Leere den Becher!“

Zusammengesetzte Familiennamen sind gleichfalls oft gänzlich entstellt. Beispielsweise bedeutet der Name Ballschmieder nichts anderes als Ballschmeißer. Auch viele Ständesnamen sind umgemodelt: Dorfstecher aus Dorfsteher, Dunder und Dünler aus Tüncher. Leidgeber bezeichnet einen Schenkwirt (Lit = Most), Döbeter einen Schuhflicker (der altes Schuhwerk ausbessert).

Manche Familiennamen scheinen sich auf irgendwelche persönlichen Eigenschaften ihres ersten Trägers zu beziehen, während sie in Wirklichkeit nur seine Herkunft oder Wohnung angeben. So soll Schlaf oder Schlaaf keinen schlaftrigen Menschen bezeichnen, sondern einen Slaven, Sinderhaus kein sündhaftes Individuum, sondern den, der aus dem Sudhof, dem südlich gelegenen Hof stammt.

Doch nicht nur Familiennamen sind assimiliert worden; andere persönliche Begriffe haben dasselbe Schicksal gehabt. Viele werden z. B. versucht sein, Tolpatsch mit toll und patzchen in Verbindung zu bringen; in Wirklichkeit liegt ein ungarisches Wort talpas (= breitfüßig) zugrunde. Der Erlkönig hat seinen Namen nicht von den Erlen, sondern von den Eisen, jenen wunderbaren Wesen der Traumwelt; er ist der Eisenkönig.

Von umgestalteten Tier- und Pflanzennamen seien gleichfalls einige Beispiele angeführt. Des Maulwurfs und seiner ursprünglichen Bezeichnung ist schon in Nr. 148 des Unterhaltungsblattes Erwähnung getan. Auch die Namen Maulesel und Maultier haben nichts mit Maul zu tun; zugrunde liegt das lateinische Wort „mulus“. Die Heuschrecke heißt nicht so, weil sie die Menschen durch ihr massenhaftes Auftreten in Schrecken versetzt, sondern weil sie durch das Heu springt (schreden = springen). Völlig verdeutsch ist „Trampeltier“ aus Dromedar (griech. dromas gleich laufend, Läufer).

Die Wallnußbäume stehen öfter an Wällen; doch davon rührt der Name nicht her, sondern Wallnuß bedeutet welsche Nuß. Die Pflanze „Fein Gretchen“, die im Volksmunde auch „Faule Grete“ heißt, trägt in der Wissenschaft die lateinische Bezeichnung „Fenum Graecum“, daher die vollstümliche Bezeichnung.

Jeder Berliner kennt und schätzt das „Eisbein“ als schmackhaftes Gericht und unzählige Sprechener sprechen auch scherzhaft von Eisbeinen, wenn sie ihre kalten Füße meinen. Mit Eis hat das Wort indes nichts zu tun. Jedoch auch die übliche gelehrte Zurückführung auf das griechische Wort ischion = Hüftgelenk wird nicht zutreffen; denn die Eisbeine sind bekanntlich nicht an den „Hüften“ zu finden. Auf die richtige Ableitung dürfte die plattdeutsche Form für Eisbein führen: „Hissenbeen“, ein Wort, dessen erster Teil offenbar soviel wie Hesse oder Haxe, d. h. das Bein gleich über dem Fuß, bedeutet.

Sehr verbreitet ist in Berlin ferner der Ausdruck „Pidelhaube“ für den Ordnungshüter. Doch nicht mit Pidel oder piden hängt dieser Spitzname zusammen, wie wohl die meisten annehmen, sondern mit Beden, nach der bedenähnlichen Gestalt des Helmes; im Mittelhochdeutschen lautete die Bezeichnung: „Bedenhabe“. — Der Schlittschuh zeigt deutliche Anlehnung an Schlitten, ist aber eigentlich ein Schrittschuh.

Daß weiterhin zahlreiche Benennungen von Nahrungsmitteln im Volksmunde umgebildet worden sind, wird niemanden wunder nehmen. Der westfälische Pumpernickel bezeichnet eigentlich einen groben, plumpen Kerl (pumpfern = dumpf tönen, Nidel = Nikolaus). Am Vorbier ist der Ziegenbock, den man oft damit in Zusammenhang bringt, ganz unschuldig. Das beliebte Getränk hieß ursprünglich „Eim-

Becker Bier nach der hannoverschen Stadt Einbeck, deren Namen früher in der großen Gemeinde der Bierberehrer denselben guten Klang hatte wie heute München oder Pilsen. Merkwürdig ist auch die Herkunft der Benennung des Münchener „Salvator-Biers“. Dieses Bier wurde zuerst in dem Münchener Kloster der Paulaner gebraut, und die Mönche hießen es nach dem „heiligen Vater“ Franz von Paula, dem Stifter ihres Ordens, „Heiligvater-Bier“. Daraus soll das Volk „Sankt-Vater-Bier“ und später unter Anlehnung an das spätlateinische Wort „salvator“ (= Retter, Heiland) „Salvatorbier“ gemacht haben. So heißt es denn heute nach Jesus Christus, dem Erlöser, und mancher sucht und findet darin wenigstens zeitweilige Erlösung von den Verdrießlichkeiten dieses Jammerthals...

„Regelschieben“ ist ein Hauptvergnügen jedes echten Berliners. Doch dürften die zu zählen sein, die dabei nicht an schieben denken. Allein früher lautete das Wort „Regelschieben“ (wie man noch heute in Bayern sagt), und schieben hat die Bedeutung: „die Kugel rollen lassen“.

Von einem geriebenen Menschen pflegt man zu erklären, er wisse „wo Bartel den Most holt“. Der eigentümliche Ausdruck stammt aus der — Gaurer Sprache. „Bartel“ ist = „Barzel“ (Eisen, Brecheisen) und Most = Moos (Geld)!

Jemanden, der stets ein gleichgültiges Gesicht zur Schau trägt, der faul und bequem ist, heißt man wohl „pomadig“. Nicht das bekannte Haarverschönerungsmittel steckt in diesem Wort, sondern das polnische „pomadu“, das in Schlesien „pomalo“ lautet und langsam, allmählich bedeutet.

Diese Stichproben dürften genügen, um zu beweisen, wie ungeheuer verbreitet die Volksethymologie in unserer Sprache ist. Es wäre nun aber irrig, die vollstümliche Ableitung eines Wortes immer für falsch, die gelehrte immer für richtig zu halten. Vielmehr hat bisweilen, wie Andresen sich ausdrückt, „die natürliche Deutung das Wahre getroffen“, während „die Gelehrsamkeit... auf Abwege geraten“ ist. So denkt das Volk mit Recht bei „Bratenrod“ an Braten, während manche Gelehrten den Ausdruck als „Paraderod“ oder gar als „parater Rod“ erklärt haben. Ja, selbst ein so leicht verständliches und eindeutiges Sprichwort wie „Viele Hunde sind des Hasen Tod“ hat man allzu gelehrt auf das Nibelungenlied beziehen zu müssen geglaubt; es habe ursprünglich gelautet: „Viele Hunnen sind des Hagen Tod.“ Berühmt sind ja schließlich die belustigenden Versuche vieler Theologen, der berühmten Bibelstelle: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Himmelreich komme“, die der frommen Bourgeoisgesellschaft höchst unangenehm ist, eine möglichst harmlose Auslegung zu geben: „Kamel“ sei ein — dickes Tau und Nadelöhr ein — Pförtchen. Hier ist wohl, wie so oft, der Wunsch der Vater dieser „wissenschaftlichen Uebersetzung“ gewesen! F. H.

(Nachdruck verboten.)

Die Wiederkehr des Halleyschen Kometen.

Von Dr. Lachmann.

Soeben trifft die Meldung ein, daß Prof. Wolf auf der Sternwarte Königstuhl bei Heidelberg den Halleyschen Kometen, nach dem die Astronomen der ganzen Welt mit so lebhafter Spannung ausgesehen haben, auf photographischem Wege entdeckt hat. So wird sich unter der wohlbekannten, uns von Jugend auf vertrauten Sternschar, die mit mildem Glanze den Nachthimmel beböllert, einmal ein Mitglied anderer Welten zeigen, das mit seinem strahlenden Schweif weite Flächen des Himmels überzieht. Das ist ein Anblick, an den wir noch nicht gewöhnt sind, der seinen Zauber unwiderstehlich auf jeden Menschen ausübt. Gerade unsere Generation ist in bezug auf größere Kometen recht schlecht weggekommen. Freilich werden von den Astronomen jährlich etwa 6 bis 8 solcher Gäste unseres Sonnensystems wahrgenommen, sorgfältig beobachtet, registriert und berechnet, aber die Laien haben nichts davon. Denn es handelt sich so gut wie ausnahmslos um teleskopische Objekte, um Kometen, deren Helligkeit nur derjenigen von Sternen sechster bis vierzehnter Größe entspricht, die also selbst in ihrem höchsten Glanze eben nur an der Grenze des mit blohem Auge Wahrnehmbaren stehen. Solche Kometen zeigen für das Laienauge keine Unterschiede gegenüber den Sternen. Wenn aber einmal ein wirklich großer Komet mit leuchtendem Schweif am Himmel steht, wenn sein röthliches Licht oft viele Wochen hindurch Nacht für Nacht erstrahlt, dann wendet sich wieder das allgemeine Interesse in höherem Maße diesen räthselhaften Gestirnen zu, deren Erscheinung noch in einer nicht gar zu weit zurückliegenden Vergangenheit die Menschheit mit Furcht und Schrecken erfüllt hat.

Von solchen Gefühlen fühlen wir uns frei, wenn der Halleysche Komet nach einer Pause von 74 Jahren wieder vor uns erscheint. Wir empfinden nur ein Gefühl der Befriedigung darüber, daß es dem forschenden Geiste des Menschen gelungen ist, auch für die scheinbar gefesselten Erscheinungen der Kometen feste Normen aufzufinden. Gerade im Anblick des Halleyschen Kometen ist dies um

so eher begreiflich, als er es war, der zuerst in dem Hirn der Astronomen den Gedanken zur Reife brachte, ob es wohl auch unter den Kometen solche mit geschlossener Bahn gäbe, die „nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen ihres Daseins Kreise vollenden, stets wieder nach einem gewissen Zeitraume sich der Sonne nähern und für uns sichtbar werden müßten. Diesen Gedanken faßte Halley, als er im Jahre 1682 die Bahn des damals großen Schweifsterns berechnete und fand, daß sie mit derjenigen eines im Jahre 1607 von Kepler beobachteten Kometen die allergrößte Ähnlichkeit hätte. Rahm man nun an, daß die beiden Kometen in Wirklichkeit identisch wären, so hatte man es hier mit einem Gestirn zu tun, das in einer geschlossenen Bahn mit einer Umlaufzeit von etwa 75 Jahren sich bewegte, das bei seiner Größe vermutlich auch schon früher wahrgenommen sein müßte und dessen Wiederkehr sich für die Zukunft vorherzusagen ließe. Diese Kühne Annahme hat sich glänzend bestätigt. Es fand sich bei der Prüfung alter Chroniken und Uebersetzungen, daß zuerst im Jahre 239 vor Christi Geburt ein Komet in China beobachtet wurde, der nach der ganzen Art seiner Bahn und seiner Erscheinung zweifellos mit dem Halleyschen Kometen identisch ist. Ueber die erste darauf folgende Wiederkehr ist nichts bekannt, dagegen ist der Komet mit Sicherheit in den Jahren 87 und 12 v. Chr. wieder gesehen worden. Für die Erscheinungen nach Christi Geburt liegen natürlich weit zahlreichere Mitteilungen vor, die so ziemlich lückenlos die Geschichte des Gestirns bis zu der Erscheinung von 1682 verfolgen lassen. Auf Grund dieser, — wenn auch anfangs noch nicht so ganz vollständig bekannten, — Geschichte seines Kometen konnte Halley die nächste Erscheinung für das Jahr 1759 vorherzusagen, obgleich er selbst sie nicht mehr erleben durfte. Inzwischen hat sowohl die astronomische Wissenschaft wie auch die Beobachtungstechnik so große Fortschritte gemacht, daß die heute aufgestellten Berechnungen für erheblich zuverlässiger angesehen werden müssen, als es die früheren waren. Es konnte also nun wohl mit großer Sicherheit darauf gerechnet werden, daß das für die jetzige Zeit vorhergesagte Ereignis der Wiederkehr auch pünktlich eintritt; und die soeben gemachte Entdeckung hat dies nun bestätigt.

Freilich haben die Kometen ihre eigenen Launen, und ferner ist die Erfahrung über wiederkehrende, d. h. periodische Kometen noch nicht allzu groß. Bei weitem die meisten unter diesen Gestirnen machen uns nämlich nur einen einmaligen Besuch und verlassen uns auf Nimmerwiedersehen. Die Bahn, die sie beschreiben, ist eine offene, meist eine Parabel, selten eine Hyperbel. Wo kommen sie her? Wo eilen sie hin? Wir können darauf nur antworten: aus der Unendlichkeit in die Unendlichkeit. Denn was die Kometen eigentlich sind, können wir auch nur mit geringer Bestimmtheit angeben. Vielleicht sind es Gesteinstrümmel. Reste früherer größerer Weltkörper, auf denen vielleicht einstmals vor Jahrmillionen das Leben ebenso pulsierte wie auf unserer Erde. Nun ist alles längst gestorben und verborgen, und nur ein Haufen roher Steine, von keiner Sonne erleuchtet und erwärmt, bewegt sich durch den kalten Weltraum in einer gradlinigen Bahn ohne Ziel. Führt aber einmal dieser Weg so nahe an unserem Sonnensystem vorüber, daß die von Sonne und Planeten ausgeübte Anziehungskraft noch wirksam in die Erscheinung treten kann, dann bekommt die Bahn eine Krümmung nach unserer Sonne hin, und mit immer größerer Geschwindigkeit fliegt der — immer noch kalte und unsichtbare — Komet der feurigen Kugel zu. Indem er sich ihr aber nähert, wird er mehr und mehr auch in den Bereich ihrer Strahlung gezogen; er beginnt zu leuchten und einen Schweif zu entwickeln. In immer schnellerem Fluge eilt er der Sonne zu, immer lebhafter wird seine Lichtentwicklung, bis er schließlich an einem Punkte seiner Bahn die kürzeste Entfernung von der Sonne erreicht hat, die er auf Grund der ganzen Lage seines Weges im Weltraum überhaupt erreichen kann. Wir sagen dann, der Komet befindet sich im Perihel. Aber er darf nicht ruhen. Mit der lebendigen Kraft, dem Schwunge, den er durch die bis dahin stets wachsende Anziehungskraft der Sonne erlangt hat, faust er an unserem Zentralgestirn vorüber und beginnt sich von ihm wieder zu entfernen. Licht, Wärme und Anziehungskraft nehmen ab, der leuchtende Schweif wird kleiner und kleiner, die Geschwindigkeit des Fluges verringert sich, und bald fliegt unser Komet wieder als kalter, unsichtbarer Steinhaufe dem Weltraume zu.

Aber bei dem kurzen Besuch in unserem Sonnensystem hat sich das Schicksal der Kometen entschieden. Wohl gelingt es unserer Sonne in den meisten Fällen nicht, durch ihre Anziehung die Bahn zu einer geschlossenen Kurve zu krümmen. Dann verläßt uns unser Gast und wir sehen ihn niemals wieder. Hat aber der Komet, wenn er in die Nachsphäre des leuchtenden Tagesgestirns tritt, eine verhältnismäßig geringe Geschwindigkeit, dann wird seine Bahn eine geschlossene Linie, eine Ellipse, und der Fremdling wird zum dauernden Mitglied der kleinen Familie von Weltkörpern, der auch die Erde angehört. Ein auf diese Weise „eingefangener“ Komet wird immer wieder nach gewissen Zeiträumen in den sonnennahen Teil seiner Bahn gelangen und für uns sichtbar werden.

So auch der Halleysche Komet. Seine Bahn ist eine sehr große, langgestreckte Ellipse, deren einer Pol der Sonne ungefähr so nahe liegt wie die Erdbahn, deren anderer Pol aber weit draußen im Weltraume, jenseits der Bahn der äußersten Planeten, des Neptun, zu finden ist. Dort war der Komet zuletzt im Jahre 1878. Seit

dem fliegt er wieder auf uns und die Sonne zu und soll, wenn die Berechnung stimmt, etwa am 8. April 1910 den sonnennächsten Punkt, das Perihel, erreichen. Sichtbar muß er aber für die mächtigen Instrumente moderner Sternwarten schon viel früher werden. Im September 1909 hat er nach der Berechnung die Helligkeit eines Sterns sechzehnter Größe, als solcher ist er jetzt im Sternbild der Zwillinge entdeckt worden. So ist er noch an der äußersten Grenze der Sichtbarkeit und konnte nur mit den astronomischen Hilfsmitteln der Gegenwart unter günstigen Umständen bereits photographiert werden.

Zwei Faktoren sind es, durch die auch die genaueste Berechnung hätte illusorisch werden können. Es übt nicht nur die Sonne, sondern auch jeder der Planeten eine Anziehung auf alle übrigen Weltkörper des Systems aus. Bei den großen Planeten z. B. dem Jupiter, kann diese Anziehung so groß werden, daß sie einen Kometen ganz und gar aus seiner Bahn heraus und in neue Wege drängt. Derartige Fälle sind in der Kometenastronomie mit Sicherheit bekannt. Nun hat man natürlich die Anziehungen aller bekannten Planeten auf den Halleyschen Kometen, die "Störungen", wie der Fachausdruck heißt, genau berechnet. Aber bekannt sind uns nur Planeten bis zum Neptun, und seine Bahn wird ja, wie wir gesehen haben, von dem Kometen noch überschritten. Was es aber da jenseits eventuell noch von störenden Kräften geben kann, entzieht sich vorläufig unserer Kenntnis.

Und dann noch ein zweites: Bei jeder Annäherung an die Sonne entwickelt der Komet einen Schweif, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er dabei einen Teil seiner Substanz verliert und im Weltraum zurückläßt. Mag das auch noch so wenig sein, es zehrt an dem Körper des Kometen und verkleinert ihn. So wäre es denn ganz gut möglich, daß der früher hellstrahlende Komet sich mit der Zeit in ein unscheinbares teleskopisches Objekt verwandelt und dadurch eine arge Enttäuschung bereitet. Ja, es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß aus dem ganzen schönen Kometen nichts wird als ein Meteoroidenschwarm, ein Sternschnuppenfall, wie wir ihn in den Leoniden, den Resten des Kometen von 1866, und in den Bieliden und Perseiden, den Ueberbleibseln des Bielischen Kometen und des Kometen von 1862, kennen. Wir können jedoch hoffen, daß der berühmte Halleysche Komet uns diese Enttäuschung nicht bereitet. Wir dürfen dann um die Fehrestunde auf ein Schauspiel am Himmel rechnen, das in solcher Schönheit zu sehen bis jetzt nur wenigen von unserer Generation beschieden gewesen ist.

Kleines feuilleton.

Ueber den Berliner Rosengarten schreibt Erich Vogeler im „Kunstwart“:

Die Anlage eines Rosengärtchens im Tiergarten ist ganz gewiß kein weltbewegendes künstlerisches Ereignis. Aber wir wollen's auch nicht um seiner selbst willen, wir wollen's um des Geistes willen betrachten, von dem es zeugt. Denn dieser Geist ist bei uns der amtliche Kunstpflegegeist.

Zunächst also: da stehen sie wieder, immer gleich sektionsweise aufmarschiert, unsere berühmten gußeisernen Naturholzbänke, stehen sägebockartig da in einer Zeit, die wieder so hübsche, feine, ehrliebe Gartenbänke beschert hat. Holz, in Gußeisen imitiert, und die Formen unübertrefflich plump. Können sie schon im großen waldbartigen Tiergarten Angst und Schrecken erregen, wie barbarisch mußten sie wirken in der Intimität und der reizvollen Poesie eines Rosengärtchens! Aber freilich, sie stehen im Berliner Rosengarten, und mit diesem, das ist richtig, wahren sie die Stilleinheit. Nur scheint mir's möglich, daß man sich im allgemeinen einen Rosengarten anders vorstellt, als den neuen Berlinerischen. Rosengarten, weiße, rosa, rote Rosen, man denkt sich eine ganze Symphonie in weiß, rot und grün. Rosen, Rosen, Rosen in allen Formen, allen Farben, allen Schattierungen der Farben. Natürlich nicht botanisch-wissenschaftlich, sondern ästhetisch zusammengestellt. Da sind die kleinen Monatsrosen, wie hübsche Mondellen und Rabatten in wirkungsvoller Farbenzusammensetzung geben sie, wo die Form des einzelnen Rosenstöckchens in der Masse verschwindet! Dann die hochstämmigen gelben Teerosen, Dijon und Marshall Niel, mit all den entzündenden Hybriden in geschmackvollen Gruppen einzeln fein aufragend über grünem Rasen. Und dann die Büsche: die üppigen, schweren Zentifolien und Paquerette in roten und weißen Büscheln überhängend und wie eine Laube sich wölbend über einer weißgestrichenen Bank. Oder die farminrote Flatterrose mit den großen dunkelgrünen Laubblättern, deren dichtes hohes Gebüsch die Bank fast verbirgt. Die Wege nicht zu breit, dicht an den Bänken hin sich schmiegend oder freier den Rasen umlaufend. Abwechslung bietend, leicht sich schleifend, aber doch das Ganze einfach und klar im Grundriß. Als Abschluß eine Pergola, durch die die Wegeschleife wirklich hindurchgeht; an ihren Säulen rote Kletterrosen und in einer Nische eine Skulptur, ein Brunnen. Soll das Ganze eingeschlossen sein, dann ein schöner heiter gestrichener Holzzaun oder auch ein eisernes Gitter in charakteristischen Formen, an den Eingängen reicher und stärker zum

Bortal sich erhebend, von weißen Crimson-Rambler überwachsen. Das ist das ganze Problem des Rosengartens: still und fein, voll Anmut und Abwechslung, all die reichen Formen des schönen Blütenstrauchs charakteristisch in einen anmutig üppigen Rhythmus verschlungen. Die Rose ist ja der Aphrodite und dem Eros, den Grazien und den Mufen geweiht.

In Berlin hat man das berühmte Reißbrett genommen, hat ein Rechteck gezogen und dieses mit einem Drahtzaun eingezogen, einem richtigen Drahtzaun zu 60 Pfennig das Meter. Dann hat man die Fläche eingeteilt nicht nach lebendig-rhythmischen Gesetzen, sondern nach den toten symmetrischen Regeln der Schablone, der Länge nach hintereinander: ein Mondell, ein Wasserbassin, ein Mondell, ein Wasserbassin und dann wieder ein Mondell. Man kann sich die Sache nicht reinlicher denken. Um das Ganze läuft ein recht breiter Weg, schon mehr eine Heerstraße, der an den Kurven schablonenhaft ausgeschnitten und hier mit jedesmal sechs Bänken rund bestellt ist. An dem einen Ende des Reißbretts hat man eine Pergola aufgestellt in gar keinem organischen Zusammenhang mit dem Grundriß. Sie steht da wie eine Kulisse, eine sehr häßliche und nüchterne Kulisse, die wie ein Baugerüst aussieht, zu dem das Haus fehlt. . . . Und nun die Rosen? Außer dem mittlern Mondell, das mit Monatsrosen besetzt ist, sind nur die Wege mit Rosen eingefaßt; in zwei dürftigen schnurgeraden Reihen stehen sie aufmarschiert und tragen hübsch uniformiert ihre gelben Namensschildchen am Stamm. Man hat wahrscheinlich den Rosengarten mit einer Rosenschule verwechselt. Die beiden äußeren Mondellen sind mit Palmen, Yuccas usw. bestanden, und auf den Wasserbassins schwimmen — wozu heißt das Ding denn „Rosen-garten“? — gelbe und weiße Wasser-„rosen“. Die Außenfläche, zwischen Weg und Drahtzaun, ist sehr kümmerlich besetzt. Hier und da eine Flatterrose oder ein Hagedorn. Sonst stehen da Dahlien und Hortensien und Rittersporn, Geranien und Rododendren in einer bewundernswürdigen Formen- und Farbenwildnis durcheinander.

Es läßt sich kaum etwas Platteres, Nüchterneres, Langweiligeres und Armseligeres denken. Wann zieht einmal in das Berliner öffentliche „Decorationswesen“ Kunst, wann zieht dort Schönheit ein, wann auch nur irgendein Geist, irgendeine Seele an Stelle von Schema F und Vorlage Y?

Medizinisches.

Die Frage der Schlafkrankheit. Die Schlafkrankheit ist in weiten Gebieten des äquatorialen Afrika und auch in einem Teil der deutschen Kolonien heimisch. Man weiß jetzt sicher, daß sie infolge von Ansteckung mit gewissen Urtieren (Trypanosomen) auftritt und daß diese durch die Tsetsefliege übertragen werden. Dagegen liegen noch mancherlei für die Kenntnis und Bekämpfung des Leidens sehr wesentliche Punkte vollkommen im Dunkel. Wie die Berichte der Schlafkrankheitskommission der Royal Society hervorheben, wissen wir nicht, ob nur der Mensch gleichsam als „Reservoir“ der Trypanosomen dient oder ob auch Affen und andere Säugetiere, namentlich die einheimischen Hunde, sie zu beherbergen vermögen. Eine Klärung ist für die Vorbeugungsmaßnahmen natürlich von allergrößter Bedeutung. Auch über die Art und Weise, in der die Trypanosomen übertragen werden, ist noch viel zu wenig bekannt. So ist es zweifelhaft, ob eine rein mechanische Übertragung vorliegt, oder ob der Keim innerhalb der Tsetsefliege verschiedene Entwicklungsstufen durchläuft. Man weiß auch nicht, ob die Schlafkrankheit nur durch eine einzige Fliegenart weitergegeben wird oder durch deren mehrere. Der letzte Fall würde eine erhebliche Erschwerung der Krankheitsbekämpfung bedeuten. Auch ein genaues Studium der Lebensgewohnheiten der Tsetsefliege selbst steht noch aus. Allerdings fordert der durch die Schlafkrankheit in den afrikanischen Kolonien geschaffene Zustand, der namentlich in Uganda geradezu grauenvoll ist, ein rasches Eingreifen, mit dem nicht bis zum Abschluß langwieriger wissenschaftlicher Untersuchungen gezögert werden darf. Es muß eben geschehen, was nach dem gegenwärtigen Stand der Kenntnisse geschehen kann. Was zunächst die Bekämpfung der Tsetsefliege betrifft, so weiß man, daß sie sich niemals über 50 Meter von den Flußufern entfernt, um Blut zu saugen, und daß das wirksamste Mittel, ihrer Herr zu werden, das gleiche ist, das mit Nutzen gegen die Anophelesmücke, die Überträgerin der Malaria, verwandt wurde, nämlich die Rodung alles Pflanzenwuchses an den gefährdeten Uferlichkeiten längs der Gewässer in einer Breite von 50—100 Metern. Als gründliches Mittel bleibt jedoch oft nichts anderes übrig, als die Fliegen nicht zu bekämpfen, sondern vor ihnen zu fliehen. Hand in Hand damit muß Sorge dafür getragen werden, daß sie sich nicht von den bereits der Schlafkrankheit anheimgefallenen Menschen neuen Ansteckungsstoff holen. Die Kranken müssen aus ihren Dörfern entfernt beziehungsweise in fliegenarme Gegenden gebracht werden. An solchen ist, oft in einer Entfernung von nur wenigen hundert Metern, kein Mangel. Eine weitere Bedingung zur Sanierung ist die gründliche Behandlung der Erkrankten mit Aroglol oder anderen Arsenikpräparaten, die wenigstens etwas, wenn auch nicht viel helfen. Es ist also im ganzen noch viel zu tun, um der entsetzlichen Krankheit erfolgreich entgegenzuarbeiten zu können.